

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 3

Artikel: Gruss an die Schweiz
Autor: Mann, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

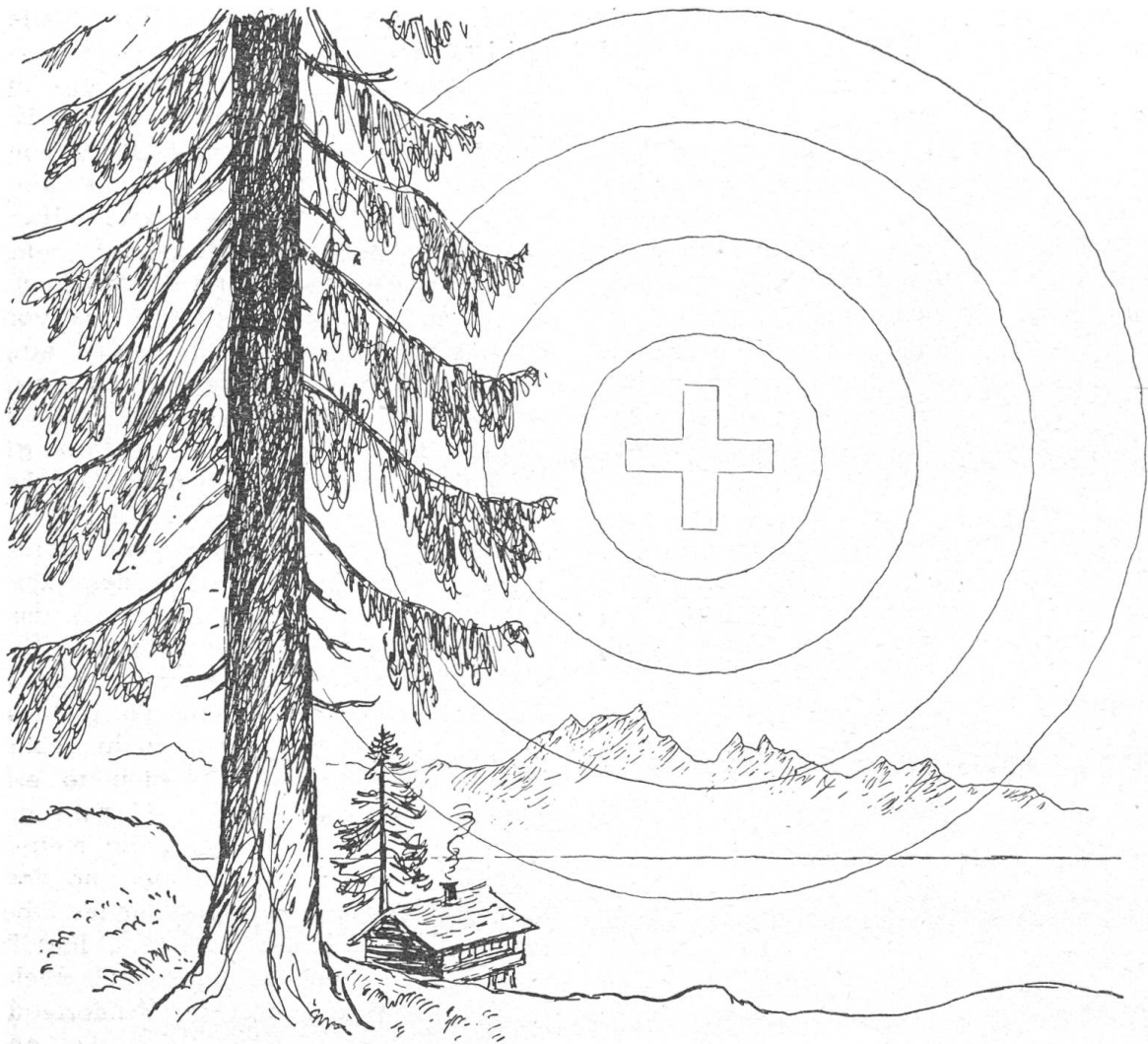
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



GRUSS AN DIE SCHWEIZ

Von Thomas Mann

Illustration von H. Tomamichel

Wir freuen uns, unsern Lesern eine Ansprache zu vermitteln, die der bedeutende Mensch und Schriftsteller Thomas Mann am Schweizer Radio gehalten hat. Wir sind der Ansicht, dass seine Worte wohl verdienen, in unserm Lande verstanden und beachtet zu werden. Wir glauben, dass uns in einer Zeit, in der die Unzufriedenen unter unsern Mitbürgern an ihrer Heimat und ihrem Staate nichts Gutes mehr sehen wollen, diese Würdigung ganz besonders wertvoll sein sollte.

Meine Damen und Herren

Ich bin der Leitung des Studio Zürich herzlich dankbar, dass sie mir Gelegenheit gibt zu diesem « Gruss an die

Schweiz », wie der Titel meiner heutigen kleinen Ansprache lautet. Es soll der Dankesgruss sein an ein Land, ein Staatswesen und eine Kulturordnung, die mir, seit anderthalb Jahren schon, zur Heimat

geworden sind, da das Schicksal nicht wollte, dass ich in die alte, gewohnte zurückkehrte. Ein Dichter, es war August von Platen, hat wohl mit Wahrheit und Recht davon gesprochen, « wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben, allein wie schwer, zu finden eine zweite ». Aber eben dieses Schwere, eine neue Heimat zu finden, ist mir hierzulande auf so wohlthuende Weise erleichtert worden, die Schweizer Behörden sind mir mit so grosszügiger Gefälligkeit, das Schweizer Publikum mit so freundlicher Sympathie dabei entgegengekommen, dass es mich schon vorigen Winter anlässlich einer öffentlichen Vorlesung drängte, meiner tiefen Erkenntlichkeit dafür Ausdruck zu geben. Und nun bin ich froh, durch das wunderbar weitreichende und umfassende Kommunikationsmittel des Radio diese Danksagung vor dem ganzen Lande, ja vor der Welt wiederholen zu können.

Heimat. Es ist, meine Damen und Herren, ein seltsames, fragwürdig-weitläufiges Ding um des Menschen « Zuhause ». Ich will Ihnen, da Sie mir gerade zuhören, eine kleine, unscheinbare Anekdote erzählen, die mir kürzlich begegnete, und die mir Eindruck machte, wie manchmal die kleinen und unscheinbaren Dinge einem Eindruck machen. Ich fuhr mit meiner Frau auf einem holländischen Schiffe nach Amerika, und am zweiten oder dritten Tage der Ozeanfahrt wurden wir Passagiere angewiesen, uns zu einer bestimmten Stunde mit unsern Schiffskarten auf Deck an den nummerierten Bootsplätzen einzufinden, um uns von dem betreffenden Offizier über die Einbootung im Notfall instruieren zu lassen. Als unser Instruktor, Bootsführer und Rettungsmann stellte der Obersteward sich vor, uns wohlbekannt aus dem Speisesaal, ein jovialer Dutchman, der Englisch und Deutsch mit der gleichen, humoristisch mit wenigem auskommenden Fertigkeit sprach, gewitzter Bonhommetyp, rasiert, goldene Brille auf der schmal gebogenen Nase, wie man sie bei uns am ehesten im Schwäbischen

trifft, und in einem seemännisch reich betressten Rock. Er führte uns zur Stelle des Ernstfalles, einem Punkte des offenen Promenadedecks, und erläuterte uns in seinem drollig-angenehmen Neederlands-Deutsch leichtthin und gemütlich den Vorgang des Einbootens: Nichts einfacher und vertrauenswürdiger: Hier kommt das Boot, ein Motorboot, sehr nett, nur etwas klein, wenn die See hoch geht, vom Oberdeck herunter, hier vor der Reeling hängt es, wir steigen ein, dann geht es aufs Wasser, « und dann », sagte er, « bringe ich Sie nach Haus » ! – Nach Haus, sonderbare Formulierung! Sie wollte mir nicht aus dem Ohr. Es klang, als sollten wir ihm auf den Wellen unsere Adresse sagen, und dann würde er uns hinfahren mit dem Rettungsboot. Nach Haus, was hiess das überhaupt? Hiess es Küsnacht bei Zürich im Schweizerland, wo ich so kurze Zeit erst wohnte, dass ich's als rechtes Ziel für ein Rettungsboot nicht wohl schon ansehen konnte? Bedeutete es, weiter zurück, mein Haus im Münchener Herzogpark, an der Isar, wo ich meine Tage zu beschliessen gedachte, und das sich auch nur als vorübergehendes Obdach und pied-à-terre erwiesen hatte? Nach Haus – das musste wohl noch weiter rückwärts gehen, ins Kinderland und ins Lübecker Elternhaus, das an seinem Platze steht in der Gegenwart und doch tief versunken ist im Vergangenen. Sonderbarer Bootsführer und Rettungsmann mit deiner Brille, deinen goldenen Tressen auf den Ärmeln und deinem unbestimmten « Nach Haus » !

Des Menschen Zuhause ist unbestimmt, das ist es, was ich sagen will und worauf mich der Heimatbegriff gebracht hat. Alle, die Sie mir zuhören, kennen Sie das schöne Gedicht von Schiller, worin erzählt wird, wie Zeus die Welt verteilt, jedem Wesen sein Reich und Eigen gibt, und ganz zuletzt, zu spät, der verträumte Poet sich einfindet und auch etwas für sich haben möchte. Zeus zuckt die Achseln: Nichts

mehr zu machen, die Welt ist fortgegeben, aber so lautet sein Trost, wenn der Poet in seinem Himmel mit ihm leben wolle – «so oft du kommst, er soll dir offen sein». Nun, ich muss mich ja wohl zu dem Menschentyp rechnen, der, bei allen Veränderungen, die sich seit jener idealistischen Epoche an ihm vollzogen haben, noch heute auf den Namen des Dichters hört. Aber das Dichterische ist in allen Stücken nur eine Verdeutlichung des Menschlichen überhaupt, und der heitere Tiefsinn der Ballade meint zuletzt gar nicht nur die irdische Haus- und Heimatlosigkeit des Poeten, im Grund und eigentlich meint er den Menschen selbst, dieses poetenhaft problematische Geschöpf, das sich nicht mit seiner ganzen Natur, nicht so durchaus und restlos wie die andern Wesen auf Erden zu Hause fühlt, das mit einem Teil davon einer andern, einer geistigen Welt angehört und, wenn es sich nach seinem letzten und wirklichen Zuhause fragt, keine recht präzise und handfeste Antwort findet. Das hat gar nichts mit Frömmerei und metaphysischem Augenaufschlag zu tun, es ist eine einfache Bewusstseinsatsache, die kein Hindernis zu sein braucht, der Erde Treue zu halten und sich resolut auf ihr zu bewähren, der aber sich ganz zu verschliessen oder unzugänglich zu sein, ein Menschenkind schon ungewöhnlich gemein und tiefstehend sein muss. Es ist das Grundgefühl aller Religion und Philosophie – und nun sehe ich Sie mit mir lächeln darüber, wie rasch und über wie wenig Worte der Heimatbegriff, die Idee des Zuhause mich in so weite Gefilde entführt hat.

Ich will in näherliegende und dann in die nächsten zurückkehren. Deutschland, mein Vaterland, hatte in frühern Zeiten einmal viel Ähnlichkeit mit Schillers zu spät kommendem Poeten, es war auf Erden nicht ebenso, nicht auf dieselbe

Weise zu Hause wie die andern Völker, es war ein unpolitisches Volk, ein Volk des reinen Gedankens, das «Volk der Dichter und Denker», wie man es nannte. Es hat sich dieser Rolle, mit Recht oder Unrecht, immer geschämt und sein Schicksal – oder seinen Charakter, wie Sie es nennen wollen – auf alle Weise zu kompensieren, ja gewaltsam überzukompensieren gesucht, und man könnte sagen, dass auch das, was jetzt dort vorgeht, dieser Versuch, alles von den Reichsgrenzen umschlossene Deutsche zu einer formidablen, restlos vereinheitlichten und im Gleichtakt laufenden Macht- und Willensmaschine zusammenzuschweissen, dass auch dies als eine solche gewaltsame Korrektur und Überkompensation des eigentlichen deutschen Charakters zu verstehen ist. Deutschland hat jenen faden Ehrentitel längst gründlich satt. Es will auf Erden ganz so und in demselben Sinne zu Hause sein, wie jedes andere Volk, ja machtvoller, restloser und formidabler will es das sein als jedes andere, und das, sehen Sie, zeitigt die Nebenerscheinung, dass meinesgleichen dort nicht mehr zu Hause ist.

Ich bin aber an ein bloss relatives und lockeres zu Hause sein von langer Hand her gewöhnt, schon die deutschen Heimatverhältnisse brachten das mit sich. Deutschland ist gross, es hat viele Heimaten, die menschlich und atmosphärisch sehr verschieden voneinander sind, und wenn man, wie ich, von der Ostsee gebürtig ist, so ist man im Süden Deutschlands, in München, wo ich den weitaus grössten Teil meines Lebens verbracht habe, nicht viel weniger nur zu Gaste, als etwa in Zürich. Mein Münchener pied-à-terre war mir lieb, ich hatte es mir selbst geschaffen, ich hing daran und bin nicht ohne Hoffnung, es eines Tages zurückzugewinnen. Aber rein heimatisch gesehen bin ich, der Norddeutsche, in Zürich, das in seiner Naturver-

bundenheit mit seinem See, seinen Wäldern und seinen Bergen soviel Verwandtschaft mit meinem ehemaligen Wohnsitz aufweist, nicht fremder als in München, wenn Zürich auch ausserhalb der Grenzen meines politischen Vaterlandes liegt. Dass es etwas gibt wie die deutsche, oder sagen wir: die alemannische Schweiz, dass es überhaupt ein Deutschthum ausserhalb des Reiches gibt, dass Deutschland als Volk, Sprache, Kultur grösser ist denn als Staat, dass es überall über seine politischen Grenzen hinausreicht, das ist gut und erhaltenswert, es rettet dem Deutschthum etwas von seinem ehemaligen und vielleicht eigentlichen Charakter, von seinem Nicht ganz auf Erden und im Staate zu Hause sein, von seiner Geistigkeit, seiner innern Unendlichkeit.

Besonders gut und glücklich ist es natürlich für den Deutschen, den die Verhältnisse zwingen, sein Land zu meiden. Der russische Dichter oder Gelehrte etwa, der mit seinem Mütterchen Russland nicht mehr recht auskommt, ist da viel übler dran. Er ist überall fremd. Überall schlägt fremde Sprache an sein Ohr, überall muss er sich nach den Lauten der eigenen sehnen und nach der angestammten Kultur. Den Deutschen nimmt möglicherweise – und ich kann nicht dankbar genug dafür sein, dass bei mir diese Möglichkeit sich erfüllt – draussen eine Art von Deutschland auf, das in seinem Dialekt, in den Bildern seiner städtischen Intimität sogar mehr Ur- und Altdeutsches, mehr deutsches Mittelalter noch konserviert als im Reiche zu finden ist; ein Land, wo er in deutscher Sprachsphäre, auf deutschem Kulturboden lebt, das aber – welch eine Neuigkeit! – geistig-atmosphärisch, nach seinem politisch-moralischen, gesittungsmässigen Denken und Empfinden zu Westeuropa gehört, wo also noch die Werte gelten, die einem solchen Deutschen teuer sind, und wo man folglich seiner Kulturgesinnung und geistigen Form mit Sympathie und Freundwilligkeit statt mit hämischer



Hans Tomamichel

Junkerngasse, Bern (Federzeichnung)

Abgunst begegnet. Das ist, ich möchte sagen, rein nervenmässig, eine grosse Wohltat, es kommt aber hinzu, dass dieses ausserordentliche Stück Deutschland mit Teilen lateinischen Volkstums, italienischen und französischen, friedlich und freundlich unter einem und demselben staatlichen Dache lebt, und das schafft vollends eine europäisch freie, duldsame und dem weltfreundlich empfindenden Deutschen wohltuende Lebensluft, die er beständig mit einer gewissen entzückten Überraschtheit darüber, dass es so etwas gibt, dass dies möglich ist, dass dieses Modell, diese glückhafte Vorwegnahme seiner europäischen Zukunftswünsche und Träume schon heute und schon seit langem in der Welt verwirklicht ist, einatmet.

Die alemannische Schweiz war immer

mit deutscher Kultur eng verbunden, und sie hat produktiv zu dieser Kultur zu kräftig und glücklich beigetragen, als dass nicht von jeher das schöpferische geistige Leben der Schweiz einen guten Teil der geistigen Bildung jedes Deutschen hätte ausmachen müssen. Ich habe von jung auf Ihre grossen Künstler geliebt und verehrt wie einer, Ihren Gottf. zum Beispiel, dieses grossartige, alles Literarische sprengende Phänomen schöpferischen Volkstums, Ihren grossen Hodler, einen der wenigen Maler unserer Zeit, in dem das Dekorative ins Geistige und Monumentale sich erhebt, Ihren Konrad Ferdinand Meyer, mit dessen bürgerlich-überbürgerlichem Kunstsinn und persönlicher Lebensstimmung soviel intime Sympathie mich verbindet, dass es mir wie ein Traum war, als ich hier in Zürich bei einem Fest an der Seite seiner Tochter sitzen durfte, mit ihr von dem Verewigten, der mir bis dahin eine mythische Figur gewesen war, menschlich sprechen und aus ihrem Munde die Bestätigung dieser künstlerischen Verwandtschaft hören durfte, von ihr die Versicherung erhielt, dass der früh Verehrte aller Mutmassung nach an meiner eigenen Arbeit Wohlgefallen gehabt haben würde. Ebensovienig aber darf ich hier Gottfried Kellers vergessen und des unauslöschlichen Eindrucks, den sein Werk auf meine Jugend gemacht hat. Was wir Deutschen unter Meistertum verstehen, wobei Erinnerungen an unsere beste und nationalste Epoche, städtisch-mittelalterliche Erinnerungen und Empfindungen, unfehlbar anklingen, hier finden wir es in seiner Frömmigkeit, Schalkheit, Biederkeit und Genauigkeit. Diese goldenen Legenden, diese tief glücklich in sich ruhende Novellistik, dieses gross-bescheidene Lebensbuch dazu, dessen Held vom Träumer-Hans, vom Taugenichts und deutschen Gotteskind so manchen unvertrauten Zug aufweist – man muss das Wort «Schatz» in seinem epischsten, innigst funkelnden Sinne nehmen, so ist es wohl angewen-

det auf dies Volks- und Geistesgut, das Ihr Schweizer mit gerechtem Stolz hütet.

Das sind klassische Werte des Schweizer Geistes. Aber in ganz anderm Mass natürlich, als früher, habe ich jetzt die Möglichkeit teilzunehmen an Ihrem aktuellen künstlerischen und geistigen Leben, das würdig diese grosse Tradition fortsetzt. Ich denke an die so reichen und hochstehenden musikalischen Darbietungen Ihrer Städte, an das Fest, das Ihrem modernen Tonschöpfer Schoeck bereitet wurde, an eine so verdienstvolle Ausstellung wie die des Corot-Werkes in Zürich, an die fesselnden, der modernen Problematik offenen Aufführungen des Zürcher Schauspiels, an den Kontakt, den ich mit einzelnen Vertretern Ihrer lebendigen Literatur gewinnen konnte, und dergleichen mehr.

Oft war ich in Ihrem Lande, schon vor dem Krieg und nachher, zu literarischen Vorträgen, nicht nur in den grossen Städten, sondern ich lernte schon damals Ihr Land in seiner Intimität, seiner Stille und seinen pittoresken Verstecktheiten kennen, noch ahnungslos, dass es mir eines Tages zum ständigen Aufenthalt werden sollte. Recht aber kennen und lieben gelernt habe ich es erst jetzt, seit es mir zum Gastland, zur neuen Heimat geworden ist, und Sie müssen es mir nachsehen, wenn meine Dankbarkeit mich verführt, an das Viele und Schöne, was zu Ehren seiner landschaftlichen Herrlichkeiten, seiner gesiterten Wohnlichkeit und freien Traulichkeit gesagt worden ist, auch mein eigenes schwaches und rasch improvisiertes Wort noch anzureihen. Das Einfachste wird das Richtigste dafür sein. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich einfach das Leben auf Ihrem Grund und Boden freut: die wunderschönen Waldspaziergänge, die ich in unserm Küsnacht vor der Türe habe, die Fahrten in meinem kleinen Wagen auf Ihren guten Strassen von einer Ihrer schönen, alten, kulturvollen Städte zur andern, zuweilen durch die landschaftliche Anmut eines Jurapasses, zu-



Gottsfrey

Pinselzeichnung

weilen durch die erhabene Szenerie, die überall das Hochgebirge bietet. Ein Stück veritablen Italiens ist in der Landesgrenze eingeschlossen, man erreicht es in wenigen Stunden über den Gott hard und badet sein Herz, ohne eigentlich eine Reise ins Fremde getan zu haben, in der Sonnenwelt des mittelländischen Südens. Das Französische steht sprachlich und kulturell ganz nahe, in Basel, in Bern, selbst in Zürich schon ist es stark einschlägig, und ein wenig weiter nach Westen ist man vollends in dieser Sphäre, in Gebieten, die bei aller überzeugten Treue zur eidgenössischen Schweiz französischer Geistigkeit und Form rein zugehören. Das alles ist, schlicht gesagt, recht «etwas für mich», es ist eine Welt, in der ich mich wohl fühle, in der ich vertrauensvoll atme und in der, wenn das Schicksal es so will, ich gern mein Leben und meine Arbeit zu Ende führen werde.

Vielleicht werden Sie mir erwidern, dass das Bild der Schweiz, das ich da entwerfe, doch zu wenig eindringlich, immer noch zu sehr mit den Augen des Touristen und des Fremden gesehen ist, und dass es Züge vermissen lässt, die von Schicksals wegen, dem schärfern Blick unverkennbar, heute auch das Antlitz der Schweiz zeichnen. Ich sehe sie und weiss von den Sorgen und Schwierigkeiten, mit denen die heutige Weltlage, die geistige und wirtschaftliche, auch dieses Land, dieses Staatswesen bedrängt und vor neue Probleme stellt. Und doch ist es meine gefühlsmässige Ueberzeugung, dass dieses kleine und dabei vielfache Land sich diesen Problemen glücklicher gewachsen zeigen wird als manches grosse. Natur und feste Tradition wirken hier zusammen. Das gefährlichste Gift des Zeitalters, die nationalistische Leidenschaft, muss hier selbstverständlich auf eine natürliche Immunität stossen, denn wie sollte diese Krankheit Boden finden in einem Völkerstaat, darin drei europäische Stämme ihr Leben friedlich und vorbildlich ver-

einigt haben? In einer Zeit, wo überall Zentralisationswut und gewaltsame Gleichschaltung triumphieren, kann ein schweizerischer politischer Führer, wie Giuseppe Motta, ein Mann, dem ich, nicht erst seit einer persönlichen Begegnung mit ihm, besondere Wertschätzung und Sympathie entgegenbringe, eine Rede halten, worin er die unveräusserliche Italianität des Tessin behauptet und vertritt – ein wahrhaft glückliches Symptom für den Willen zur Freiheit und Duldsamkeit, der dieses Gemeinwesen unsterblich beseelt. «Eintracht», hat Motta gesagt (Emil Ludwig zitiert es in seinem schönen Aufsatz über ihn), «Eintracht ist notwendig für alle Völker, für uns ist sie eine Lebensfrage. Ich bin zu stolz auf mein Land, ich habe davon eine zu hohe Meinung, um nicht zu glauben: am Tage, wo die Schweiz die Fahne der Demokratie zusammenrollte, würde die Demokratie einen tödlichen Stoss erleiden, auch ausserhalb unseres Landes.» Dies die Worte Ihres bedeutenden Staatsmannes, und ich bin durchdrungen von ihrer Richtigkeit. Die Schweiz kann von Natur wegen nur demokratisch sein, und wieviel berechtigte Kritik heute auch immer an der parlamentarischen Regierungsform geübt werden möge, so muss man, meine ich, unterscheiden zwischen Korrekturen an dem demokratischen Apparat, der sich unter den heutigen Zeitumständen zuweilen als zu schwerfällig erweisen mag, und dem demokratischen Geiste, der einem Gemeinwesen wie dem Ihren eingeboren ist, und den es nicht aufgeben kann ohne sich selbst aufzugeben. Dieses staatliche Gebilde ist ein politischer Glücksfall, etwas wie ein europäisches Wunder, an dem gerade heute die hoffenden Blicke aller hängen, die unter dem Elend des Erdteils leiden, und ich bin mir bewusst, vieles zusammenzufassen, wenn ich diese Gruss- und Dankesworte beschliesse mit dem innigen Wunsch: «Gott erhalte die Schweiz!»